

BRYAN WASHINGTON

**GESCHICHTEN
EINER
NACHBARSCHAFT**

**eBOOK
KEIN & ABER**



INHALT

- » [Über den Autor](#)
- » [Über das Buch](#)
- » [Buch lesen](#)
- » [Impressum](#)
- » [Weitere eBooks von Kein & Aber](#)

» www.keinundaber.ch



BRYAN WASHINGTON

ÜBER DEN AUTOR

Bryan Washingtons Prosatexte und Essays erschienen u. a. in der *New York Times*, dem *New York Magazine*, *BuzzFeed* und *One Story*. Sein Schreiben wurde mehrfach ausgezeichnet: Für *Lot* erhielt er den Dylan Thomas Prize, er war einer der Gewinner des National Book Award in der Kategorie »5 Under 35« und Preisträger des Ernest J. Gaines Award for Literary Excellence. Sein Romandebüt *Dinge, an die wir nicht glauben* wurde in den USA zum Bestseller und wird als TV-Serie verfilmt. Er lebt in Houston, Texas.

ÜBER DAS BUCH

In einem Streifzug durch Houston erzählt Bryan Washington von den unterschiedlichsten Lebensgeschichten, von Familie und Heimat, ersten und letzten Liebesversuchen, Aussichtslosigkeit und Hoffnung. Dabei entzieht er seinen Figuren Schutzschicht um Schutzschicht - bis nur noch der schönste, verletzlichste und wahrste Kern übrig bleibt. Es sind Geschichten, wie sie jeder kennt und doch noch nie erlebt hat.

BRYAN WASHINGTON

LOT

GESCHICHTEN EINER
NACHBARSCHAFT

**aus dem Amerikanischen
von Werner Löcher-Lawrence**



eBOOK
KEIN & ABER

Für Arlena und Gary

*Und wie kam ich
Zurück? Wie kam irgendwer von uns
Zurück, als wir nach
Schönheit suchten?*

GARY SOTO

*und wäre es nicht schön / wenn die dinge passten / wie sie sollten /
wäre das nicht etwas / wofür sich zu sterben lohnte.*

PAUL ASTA



LOCKWOOD

1.

Roberto war braun, und seine Leute wohnten nebenan, also bin ich natürlich am Wochenende immer rüber. Sie waren hundertprozentige Mexikaner. Was uns zu was Besserem machte. Mein Vater nutzte jede Gelegenheit, das zu sagen, wenn auch nicht ihnen ins Gesicht. Also übernahm Ma es, sie zu besuchen, fast jeden Abend. Sie hatte noch nicht viele Freundinnen in der Straße – für die Blancos waren wir zu dunkel, für die Schwarzen zu sehr Latino.

Aber Robertos Mutter mochte ihre Gesellschaft. Sie bat uns herein. Ihr Mann arbeitete im Straßenbau, den Grand Parkway betonieren, sie hatten keine Papiere, du weißt, was das heißt. Keiner stellte sie ein, und sie wollte kein Risiko eingehen. Also verbrachte sie ihre Tage damit, sich um Roberto zu kümmern.

Sie wohnten in diesem Shotgun-Haus mit undichten Rohren. Wer die Straße heraufkam und es sah, schüttelte den Kopf. Ma brachte ihnen Yuca mit Bohnen aus dem Restaurant, aber als mein Vater es mitkriegte, fragte er, wer das verfickt noch mal bezahlt hatte. Javi, Jan und ich sahen zu, wie die beiden um den Küchentisch kreisten, bis sich mein Vater eine Schüssel Reis schnappte und auf den Boden schmetterte. Er sagte, so fühlt es sich an zuzusehen, wie dein Geld aus dem Fenster geschmissen wird. Vielleicht dachte Ma ja mal nach, bevor sie auf ihre Familia schiss. Aber natürlich hielt sie das nicht auf – wenn überhaupt, ging sie jetzt noch öfter. Allerdings ließ sie das Essen zu Hause. Stattdessen nahm sie mich mit, etwas Kaffee und Kekse.

Roberto hatte eine platte Nase und Pickel überall dort, wo sie nicht sein sollten. Er trug seine Haare wie ein Whiteboy, und als ich ihn fragte,

warum, sagte er, so wärs eine Sorge weniger. Seine Fam konnte sich keine normalen Haarschnitte leisten, weswegen der Friseur immer alles komplett abrasierte, wenn sie hingingen. Ich sagte, er sähe aus wie eine Ratte, wie die Blanquitos mit ihren Motorrädern überall in der Stadt, und Roberto sagte, das sei schon okay und ich ein fatter schwarzer Gorilla.

Er war fünfzehn, ein paar Jahre älter als ich, und er erzählte mir von dem Bus, den er direkt von Monterrey genommen hatte. Sein Vater war erst allein nach Houston gekommen, bevor er auch den Rest der Familie hatte nachholen können, und als ich Roberto nach Mexiko fragte, sagte er, alles in Texas schmecke nach Sand.

Roberto ging nicht zur Schule. Er verbrachte den ganzen Tag damit, leise mit dem schrottigen Fernseher seiner Mutter Englisch zu sprechen. Es war das Jahr meiner endlosen Grippe, in dem ich für Javi nicht mehr existierte – er hatte sich einer der Gangs in der Gegend angeschlossen – was bedeutete, dass ich eine scheiß Ewigkeit nebenan verbrachte. Sie hatten einen Tisch und Kerzen und eine Matratze im Wohnzimmer. Wenn Robertos Vater sich nicht gerade irgendwo draußen abrackerte, lag er für gewöhnlich darauf und schlief.

Seine Mutter war immer völlig fertig. Heulte meiner Ma was vor. Sagte, dieses Land sei so viel rauer – alles sei so schwammig.

Ma riet ihr, abzuwarten. So kam einem Amerika erst mal vor. Sie würden sich dran gewöhnen, den Code knacken, aber sie müsste daran glauben.

Währenddessen gingen Roberto und ich an den Rand von Lockwood, wo das East End aufhört und die Lagerhallen anfangen. Wir warfen Steine auf die Autos auf der Woodvale. Machten uns über die Betrunknen auf ihren Verandas an der Sherman lustig und beobachteten die Gangs beim Kush-Rauchen auf der Congress. Ich sah Javi bei ihnen, aber er kuckte nicht mal rüber. Nachts dann rüttelte er mich in unserem Etagenbett wach und zischte, er würde mich umbringen, wenn ich was sagte. Er roch säuerlich und verbrannt, wie was Totes von der Straße. Ich dachte daran, Roberto zu warnen, besser den Mund zu halten, bis mir klar wurde, dass er keinen hatte, dem er was verraten konnte.

Einmal fragte ich Roberto, ob es ihm in Texas gefiel. Er sah mich eine Ewigkeit an. Sagte, es sei ein Ort wie jeder andere.

Könnte schlimmer sein, sagte ich. Du könntest wieder zu Hause sein.

Zu Hause ist immer da, wo du gerade bist, sagte Roberto.

Das ist Gerede. Das heißt gar nichts.

Würde es, sagte er, wenn du wüsstest, dass du keins hast.

Das erste Mal, als wir uns gegenseitig einen runterholten, schlief sein Vater neben uns. Sie hatten die Ausfahrt von der 610 fertig betoniert, und er stand ohne Job da. Es war still, bis auf die Fliegen über uns und Ma draußen auf der Veranda mit seiner Mutter, wie sie ihr versprach, sie würden eine Lösung finden.

Als Roberto endlich loskeuchte, hielt ich ihm mit meiner freien Hand den Mund zu. Wir horchten an der Fliegentür, aber draußen war alles wie vorher. Nur unsere schluchzenden Mütter und das Schnarchen, das sie übertönte, und Cumbia aus den Chevys vom Grundstück gegenüber.

Er hatte alles auf die Jeans gekriegt, und wir konnten uns kaum halten vor Lachen – es war die einzige Hose, die er hatte. Da gabs keine andere.

An dem Abend erzählte meine Mutter meinem Vater, in was für einer Lage sie waren. Sie sagte, wir sollten ihnen helfen. Schließlich waren wir hier auch mal neu gewesen. Aber klar, sagte mein Vater, wir können ihnen was leihen, und dann können sie auch gleich ein paar Teller aus unserem Schrank haben. Wir borgen ihnen ein paar Stühle. Und das Schlafzimmer. Jan lachte aus ihrer Ecke, und Ma sagte, das sei nicht witzig, und wir wussten genau, was sie meinte – wir verdrehten ihre Worte.

Nach und nach verschwanden die Sachen aus Robertos Haus. Ich weiß es, weil ich da war und sah, wie sie aus der Tür spazierten. Seine Familie hatte immer noch keine Kohle für regelmäßiges Essen. Roberto fing an, Frühstück und Mittagessen auszulassen, und das ist der Punkt, an dem ich sagen sollte, dass meine Familie ihnen unsere Speisekammer öffnete, doch wir taten nichts in der Richtung.

Wovon wir uns nicht aufhalten ließen. Wir machten es im Park an der Rusk. Bei den Müllcontainern an der Lamar. Neben der Apotheke an der Woodleigh und auf den Bänken dahinter. Einmal machten wir es auf der

Matratze seiner Eltern, als seine Mutter zum Heulen rausgegangen war, und wir waren gerade fertig, da hörten wir ihren Schlüssel in der Tür.

Irgendwann fragte ich Roberto, ob wir vielleicht was Schlimmes taten und seine Leute für unsere Sünden bestraft würden, und er fragte mich, ob ich ein Brujo, ein Wahrsager oder sonst ein Scheiß sei.

Ich sagte: Halt die verdammte Fresse.

Aber du bist doch der, der hier von Verdammung redet, sagte Roberto.

Ich weiß nicht, sagte ich. Nur so, es könnte an uns liegen.

Roberto meinte, er würde sich da nicht auskennen. Er sei noch nie in der Kirche gewesen.

2.

Sie verschwanden schließlich über Nacht und ohne Vorwarnung. Ich ahnte nur, was los war, weil Ma mich nicht wie jeden Morgen geweckt hatte.

Ich drückte ihre Tür auf, die Matratze lag auf dem Boden, aber ihre Lampen, ihr Tisch und ihre Einkaufstüten waren weg. Sie hatten sogar die Schrauben von den Türklinken mitgenommen. Und die Glühbirnen. Ich fand nur ein paar Socken im Badezimmerschrank.

Mein Vater sagte, wir seien alle Zeugen eines Gleichnisses geworden: Wer nicht bleibt, wo er hingehört, fliegt wieder raus.

Ma seufzte. Jan nickte. Javi grinste übers ganze Gesicht. Er hatte gerade seine erste Messerstecherei überstanden, mit Schnitten an den Ellbogen, die es bewiesen, und wenn es nach ihm ging, könnte Robertos Familie ruhig auf den Mond ziehen.

Am Morgen davor hatte mir Roberto eine Falte in meiner Handfläche gezeigt. Wenn man die Hand auf eine bestimmte Art zusammendrückte, sah sie aus wie ein Stern. Eine Lady im Bus von San Antonio hatte es ihm vorgemacht. Loca hatte er sie genannt, aber jetzt dachte er, dass er womöglich nicht kapiert hatte, was sie meinte.

Seine Eltern waren nicht da gewesen, und wir hatten uns in seinen Schrank gequetscht. Seine Shorts lagen oben auf meinen, es waren die letzten im Haus. Er sagte mir nicht, dass er weggehen würde. Er befühlte

nur mein Kinn. Rieb meine Hände. Formte dann seine zu einer Schale und fragte, ob ich in meinen das Milagro sehen könnte.

Ich sah überhaupt nichts, nur den Rand seines Schattens, aber wir drückten unsere Handflächen aneinander, und ich nannte es unglaublich.

ALIEF

Kurz bevor sie zum letzten Mal miteinander schliefen und James, Ajas Geliebter, von ihrem Mann, unserem Nachbarschafts-Diplomaten, auf den Bordstein vor ihrem Wohnkomplex geworfen wurde, bevor er, vom selben Mann, vor einem Publikum aus Laternen, dem Eckladen, Joaquin, LaNeesh, Isabella, Big A und den haitianischen Nachbarn mit bloßen Händen gewürgt wurde, hatte er Aja gebeten, ihm eine Geschichte zu erzählen. Sie musste nicht wahr sein.

Noch vor all dem hatten wir beobachtet, wie sich Aja und James erst auf dem Markt begegneten, später dann, wo immer sie sich über den Weg laufen konnten. Die beiden hatten noch kein einziges Mal miteinander geredet. Keine Silbe gewechselt. Aber wir sahen sie zusammen im Waschsalon, sahen sie auf dem Bürgersteig, eine Viertelmeile vom Dollar Tree. Beim Müllrausbringen am MLK Boulevard berührten sie sich mit Blicken. Aja sah von ihrem Fenster aus zu, wie er seinen Wagen parkte – und stellte sich vor, dass ihr Whiteboy zu ihr hochsah. Dass er sie, unser Mädchen, nach unten rief, seinen blauen scheiß Honda erst auf Neutral schaltete und ihn dann direkt die I-10 runterschickte, oder rauf, Hauptsache weit weg von ihrer Fensterbank, auf der sie seit Jahren lehnte.

Wir sahen, wie sie aufblühten, es war eine Oper, eine Telenovela, ein Sonnenaufgang.

Als sie endlich den Berg des Schweigens bezwungen hatten (nachdem James dreimal an ihre Tür geklopft und nach etwas Zucker und Sahne gefragt hatte), verabredeten sie sich jeden Tag und sprachen miteinander.

Manchmal blieb das so einfach wie:

Habt ihr heute Morgen warmes Wasser?

Hat hier nie einer.

Oder:

Deine Nachbarin, Juana, steckt die ihre Jungs je ins Bett?

Nein. Deshalb hat ihr Mann sie verlassen, vor Jahren – für eine Puerto Ricanerin.

Und sogar:

Weißt du, es ist komisch, aber seit ich in Houston bin, habe ich keine Sterne mehr gesehen.

Und ganz gleich, wie lange du bleibst, du wirst auch nie welche zu Gesicht kriegen.

So ging es über Monate. Vielleicht auch Wochen.

Wir sind nie dahintergekommen, wie lange.

James war groß. Blass und unförmig. Wie eine Schneekugel oder ein Bäckerssohn. Ehrlich gesagt war er kaum gut aussehend, jungenhaft vielleicht, wenn wir nicht so genau hinsahen. Und dass er bei uns lebte, sagte grob etwas darüber aus, wie flüssig er war – da oben auf der North Side, am äußeren Rand von Alief, diesem Viertel, das mit illegalen Einwanderern vollgestopft war. Er war einer von vielen, ganz und gar keine Seltenheit. Mit unseren Thais, unseren Mexikanern und Vietnamesen. Einigen Guatemalteken. Den Kubanern.

Und doch.

Wir alle wussten genau wie Aja, er *hatte* was. In Larvenform vielleicht. In ihn eingesponnen.

Etwas in der Art, wie sie es auch mal bei ihrem Mann gesehen hatte, vor Jahren. Bevor sie Jamaika, die Insel, verlassen hatten. Ajas Gemeinde hatte eine Stunde von seiner entfernt gelegen, und sie war die Strecke jeden Tag gegangen, nur um ihn zu sehen. Seine Eltern waren Kleinbauern, wie der Rest der Einheimischen, aber das war ihr egal, es interessierte sie nicht die Spur.

Sie war schön gewesen. Von der Art Schönheit, die dich zweimal hinsehen lässt. Die Küste rauf und runter kannten die Männer ihren Namen, auch ohne sie je gesehen zu haben. Alle hatten von ihr gehört.

Und ein Seitenblick von ihr auf einer der sandigen Straßen der Stadt konnte ausreichen, um einen jungen Kerl wie eine Rakete nach Hause schießen zu lassen und seinen Vater lechzend zu seiner Frau oder Geliebten, um Druck abzulassen.

Aja empfand jetzt das Gleiche für den Whiteboy. Versuchte, es sich auszutreiben, aber wir alle wussten, dass die Scheiße nicht funktioniert.

Und sie fand sich auf seiner Fußmatte wieder und klopfte bei ihm an.

Er sah durch seinen Spion, aufgeregt, und rief: Komm rein, komm rein.

Und wir wussten auch, dass der Junge *Fragen* hatte.

Der Whiteboy wollte wissen, was sie nach Texas gebracht und wie sich der Sand zu Hause an ihren Zehen angefühlt hatte. Ob sie das Gefühl noch vermisse, seit sie ihren Platz in der Stadt gefunden hatte. Er wollte wissen, ob die Luft hier anders schmeckte. Wie sich Houstons Smog in ihrem Hals anfühle. Er wollte wissen, wie die Sonne morgens in ihrem Teil der Welt aufgegangen war. Von ihrer Mutter, ihrem Vater, ihren Tanten und Onkeln sollte sie erzählen. Er wollte wissen, warum sie ihren Mann geheiratet hatte (wir stellen uns vor, dass er sie das im Bett fragt, nachdem alles besiegelt war, fischäugig und verschwitzt), und da muss Aja ihm erzählt haben, wie sie hergekommen ist: die Geschichte unserer Überfahrt, die wir alle gemeinsam haben.

Sie hatte Paul zu Hause auf dem Markt kennengelernt, so wie sich Menschen überall kennenlernen. Aja wog Tomaten ab und linste zu den Hühnern in ihren Käfigen rüber. Nutzte die Zeit, um Pläne zu machen, wie sie ihren Hintern von der Insel runterbringen könnte. Wusste, das Ding mit der Karibik war, dass alle da sein wollten, bis sie am Ende kapierten, dass sie nie von dort wegkommen würden. Unser Mädchen kannte dieses Gefühl so gut wie die Schwielen an seinen Fußsohlen. Also wollte Aja ihr Englisch verbessern (und nicht einfach irgendeins, sondern *englisches* Englisch, die Sprache des Geldes, wie wir sie aus den Banken kennen), um einen Job als Bibliothekarin, Sekretärin oder auch Hostess oben im Norden zu kriegen, wobei, ernsthaft, sie hätte auch bei Burger King Kotze vom Klo gewischt. Im Fernsehen hatte sie gesehen, wie ruhig es auf unseren